



02.10.2016

Johannes Wittich und Ulrich H.J. Körtner

„ZUAG‘REISTE“

Und sie (Rut) machte sich auf mit ihren Schwiegertöchtern und kehrte zurück aus dem Land von Moab, denn sie hatte im Gebiet Moabs gehört, dass der HERR sich seines Volks angenommen und ihm Brot gegeben hatte. Und sie verliess den Ort, wo sie gewesen war, und ihre beiden Schwiegertöchter waren bei ihr. Und als sie unterwegs waren, um ins Land Juda zurückzukehren, sagte Noomi zu ihren beiden Schwiegertöchtern: Geht, kehrt zurück, jede in das Haus ihrer Mutter. Der HERR möge euch Güte erweisen, wie ihr sie den Verstorbenen und mir erwiesen habt. Der HERR gebe euch, dass ihr Ruhe findet, jede im Haus ihres Mannes. Und sie küsste sie, und sie begannen laut zu weinen und sagten zu ihr: Nein, wir wollen mit dir zurückkehren zu deinem Volk. Aber Noomi sagte: Kehrt zurück, meine Töchter. Warum wollt ihr mit mir gehen? Habe ich noch Söhne in meinem Leib, die eure Männer werden könnten. Kehrt zurück, meine Töchter, geht, denn ich bin zu alt, um einem Mann anzugehören. Selbst wenn ich sagen würde: Es gibt Hoffnung für mich!, selbst wenn ich in der Nacht einem Mann angehören würde und sogar Söhne gebären sollte – wolltet ihr darum warten, bis sie gross werden? Wolltet ihr euch darum einschliessen und nicht wieder heiraten? Nein, meine Töchter, denn es tut mir bitter leid für euch, dass die Hand des HERRN mich getroffen hat. Da begannen sie, noch lauter zu weinen, und Orpa küsste ihre Schwiegermutter, Rut aber blieb bei ihr. Sie aber sagte: Sieh, deine Schwägerin ist zurückgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott. Kehre auch du zurück, folge deiner Schwägerin. Aber Rut sagte: Dränge mich nicht, dich zu verlassen und zurückzugehen, von dir weg. Denn wohin du gehst, dahin werde auch ich gehen, und wo du übernachtet, da werde auch ich übernachten; dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da werde auch ich sterben, und dort will ich begraben werden. Der HERR soll mir antun, was immer er will! Nur der Tod soll uns trennen. Da sah sie, dass sie fest entschlossen war, mit ihr zu gehen, und hörte auf, ihr zuzureden. Und die beiden gingen, bis sie nach Betlehem kamen.

Rut 1,6-18

I

Migration war schon in den Zeiten des Alten Testaments ein großes Thema, das ist, so denke ich, bekannt: Abraham, der seine Heimat verlässt, alles auf's Spiel setzt, auf Gottes Verheißung hin. Josef, der als Sklave nach Ägypten kommt und dort rasant Karriere macht. Sein Vater und seine Brüder, die im Rahmen von, heute würde man sagen „Familienzusammenführung“ nach Ägypten (nach-)kommen und dort mit der Zuweisung von Grund und Boden eine Art „Grundversorgung“ erhalten. Dann, die Israeliten als Volk, jahrzehntelang in der Wüste unterwegs mit dem gelobten Land im Blick. Und jetzt: Noomi. Verwitwet, mit zwei ebenfalls verwitweten Schwiegertöchtern. Sie selbst kommt aus dem Volk Israel, ist seinerzeit ihrem Mann Elimelech gefolgt, als dieser seine Heimatstadt Bethlehem verlassen und sich im Nachbarland Moab niedergelassen hat. Warum er das gemacht hat, wird uns nicht erzählt; allerdings wird ausdrücklich betont, dass er sich als „Fremder“ in Moab ansiedelt. Sich also von Anfang an bewusst ist, dass er nie vollständig gleichberechtigt mit der angestammten Bevölkerung sein, immer im Status eines Bittstellers bleiben wird.

Die zwei Söhne von Elimelech assimilieren sich schnell, ihre Integration in Moab gelingt – sie heiraten nicht innerhalb ihrer „community“, sondern suchen sich Moabitern, kommen also sozusagen im gesellschaftlichen Mainstream an. Alles Bestens, sollte man meinen, aber: Elimelech ist schon gestorben, bevor seine Söhne geheiratet haben, und auch seine Söhne selbst sterben früh. Und nun steht Noomi da, ohne Mann, ohne Söhne, somit unversorgt und die Frage, die sich ihr stellt, ist die auch von vielen Migrantinnen und Migranten heute bei uns, wenn das Pensionsalter erreicht ist: Zurückgehen in die Heimat, oder doch hier bleiben, wo Kinder und Enkelkinder bereits verwurzelt sind?

Noomi diskutiert diese Frage mit ihren Schwiegertöchtern, ganz offen und ehrlich. Allerdings zu einem Zeitpunkt, wo sie bereits mit ihren Schwiegertöchtern auf dem Weg zurück ist nach Juda. Gelungene Integration hin oder her, wirklich sicher und zu

Hause ist man nur im Heimatland. Dort gibt es auch etwas, was Moab niemals bieten kann, nämlich die, ich würde es einmal so nennen, „göttliche Mindestsicherung“. Noomi hat, so wird berichtet, gehört, *dass der HERR sich seines Volks angenommen und ihm Brot gegeben hatte*. Im von Gott zugewiesenen Land Israel herrschen andere Regeln, wenn es um gerechte Verteilung der Ressourcen und Absicherung der Bedürftigen geht. Diese Regeln sind im Gesetz des Mose festgelegt. Nirgendwo kann Noomi als mittellose Witwe mit so viel Absicherung rechnen wie in ihrem Volk, das der göttlichen Gerechtigkeit verpflichtet ist.

Das gilt für Noomi – aber was ist mit ihren moabitischen Schwiegertöchtern? Beide sind, wie gesagt, ebenfalls verwitwet. Die Lösung, in der damaligen Zeit, lautet: Ein Mann muss her! Noomi will ihre beiden Schwiegertöchter zurückschicken; sie sollen sich neue Männer suchen, mit ihnen glücklich werden, vor allem in Bezug auf die materielle Absicherung. Die naheliegendste Lösung also: Jede kehrt dorthin zurück, wo sie her gekommen ist. Bleibt unter Ihresgleichen, und gestaltet ihr weiteres Leben nach den jeweiligen Regeln des eigenen Volkes, der eigenen Tradition, des eigenen Glaubens. Dazu sind sie ja da, die klaren Zuweisungen, wer wohin gehört.

Die eine Schwiegertochter sieht das schließlich ein. Es fällt ihr nicht leicht. Auf der einen Seite: Zugehörigkeit zu Volk und Heimat – auf der anderen Seite: menschliche Beziehung. Die Liebe zu ihrer Schwiegermutter, die zur Mutter für sie geworden ist. Letztlich überwindet sie sich und geht zurück.

Nicht so Rut, die andere Schwiegertochter. Sie hängt an Noomi, und sie ist nicht bereit, das, was sie ihr auf zwischenmenschlicher Ebene bedeutet, den Regeln in Bezug auf Zugehörigkeit zu einer Ethnie oder Religion zu opfern. Menschliches steht für sie über den Trennlinien zwischen Nationen. Von dieser Überzeugung lässt sie sich leiten. Allerdings: Ihre Strategie, um diesem Grundsatz auch wirklich folgen zu können, lautet: Ich bin bereit, mich vollständig zu assimilieren: *Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott*.

Was zunächst einmal wie eine völlige Aufgabe der eigenen Identität klingt, ist bei näherem Hinsehen eine Provokation. Nämlich für die im Volk Israel – und die hat es sicherlich auch gegeben – die eine Fremde wie Rut nicht reinlassen wollten. „Unser Gott für uns're Leut“ – um es in der Sprache heutiger politischer Kampagnen auszudrücken. Als Fremde ist Rut zu akzeptieren, stehen ihr auch bestimmte, eingeschränkte Rechte zu. Aber dass sie sich hinstellt und sagt: Ich will auch Teil eures Bundes mit eurem Gott sein, ich will in euren exklusiven religiösen Zirkel hinein, ich bin eine von euch! – das ist dann wohl doch zu viel. Rut reklamiert sich als Fremde in die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk hinein.

II

Rut, die Zugereiste aus Moab, war ein Wirtschaftsflüchtling, so würde man heute sagen. Nicht nur fand sie Aufnahme in Israel, sondern auch einen neuen Ehemann. Doch damit nicht genug, ging sie in die Geschichte des Volkes Israel als Urgroßmutter keines geringeren als König Davids ein. Aber damit ist ihre Geschichte noch nicht zu Ende. Denn nach neutestamentlicher Überlieferung ist Jesus von Nazareth ein direkter Nachkomme Davids.

Nicht nur die Evangelien, sondern auch der Apostel Paulus legt auf die Herkunft Jesu aus dem Geschlecht Davids großes Gewicht. Er nennt Jesus in Römer 1,3 in feierlichen Worten den Sohn Gottes, „unseren Herrn, der geboren ist aus dem Geschlecht Davids nach dem Fleisch“. Der Titel „Sohn Davids“ gehört im Neuen Testament zu den bedeutendsten Hoheitstiteln, die Jesus von Nazareth beigelegt werden. Er ist der Christus, also der Messias, Sohn Gottes und Sohn Davids.

David ist für Israel der König schlechthin. Er gilt nicht nur als Begründer des aus dem Nordreich Israel und dem Südreich Juda geeinten Königreiches Israel. Auch die einst kanaanäische Hauptstadt Jerusalem, von David erobert, trägt den Titel „Stadt Davids“. David gilt außerdem als Verfasser etlicher Psalmen. Und der Psalter ist nicht

nur das Gebetbuch Israels, sondern ist auch zum Gebetbuch der Christenheit geworden. Davids Psalmen werden nach katholischer Tradition im Stundengebet gebetet und gesungen. Sie spielen aber auch in unserer reformierten Tradition und im reformierten Kirchengesang bis auf den heutigen Tag eine zentrale Rolle, nämlich durch den Genfer Psalter und weitere Nachdichtungen.

Martin Luther schrieb 1523 eine Abhandlung mit dem Titel: „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“. Seine jüdische Herkunft betont auch der Stammbaum Jesu, mit dem das Matthäusevangelium beginnt. Die Reihe seiner Vorfahren reicht nach dieser Überlieferung bis zu Abraham zurück und findet ihren Höhepunkt in König David. Matthäus unterteilt Jesu Ahnenreihe in drei Abschnitte: von Abraham bis David, von David bis zur Babylonischen Gefangenschaft und von dieser bis zur Geburt Christi. So tief ist Jesus in der Geschichte Israels verwurzelt und in der Geschichte der Verheißungen, die an Abraham und später an David ergangen sind. Und nach Ansicht des Matthäus wie des Urchristentums kommt die Heilsgeschichte in Christus zu ihrem Ziel.

Bemerkenswert ist nun, dass die Reihe der Vorfahren bis zu Josef, dem Mann der Maria, zwar ganz über die männlichen Vorfahren nachgezeichnet wird. Die Mütter finden kaum Erwähnung. Es gibt aber vier bemerkenswerte Ausnahmen. Da ist zunächst Tamar, mit der Juda – einer der zwölf Söhne Jakobs – zwei Söhne zeugte. Tamar war seine verwitwete Schwiegertochter, die er, nachdem er selbst seine Frau verloren hatte, als vermeintliche Prostituierte aufsuchte. Eine wüste Geschichte. Die zweite Ausnahme ist Rahab, die Mutter von Boas, dem zweiten Ehemann der Rut. Die dritte aber ist Rut selbst und die vierte Bathseba, die Mutter des Königs Salomo, die sein Vater David seinem Offizier Uria ausgespannt hat. Anders als bei den anderen drei Frauen wird ihr Name interessanterweise nicht genannt. Bemerkenswerte Frauen sind jedenfalls alle vier, die da in Jesu Stammbaum aufscheinen.

Nun gilt nach rabbinischer Lehre, dass Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter ge-

boren wurde. Rut aber, auch wenn sie den Glauben an den Gott Israels angenommen hatte, war eine gebürtige Moabiterin. Vielleicht darf man sagen, dass in der Gestalt der Rut schon vor Jesu Geburt die Völker in die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk Israel einbezogen werden.

Kompliziert wird die ganze Angelegenheit aber nochmals dadurch, dass Matthäus von der Jungfrauengeburt Jesu erzählt. Maria, eine jüdische Frau ist seine leibliche Mutter. Der lange Stammbaum, dessen Glied unter anderem Rut ist, aber führt zu Josef, nicht zu Maria. Rein biologisch würde damit ja die Behauptung, Jesus sei Nachkomme Davids, hinfällig. Aber nun darf man die Jungfrauengeburt nicht wörtlich nehmen. Es geht hier nicht um eine biologische Tatsachenbehauptung, sondern um die Glaubensaussage, dass Gott in Jesus von Nazareth war, um sich uns Menschen gnädig zuzuwenden. Letztlich ist auch der Hoheitstitel Sohn Davids ein symbolischer Ausdruck für die einzigartige Bedeutung Jesu als Messias. Historisch wissen wir in Wirklichkeit nichts Genaueres über Jesu Vorfahren. Und so ist auch die Tatsache, dass die Moabiterin Rut in Jesu Stammbaum aufscheint, für uns nicht historisch, sondern theologisch von Bedeutung.

III

Eine Fremde, eine „Zug’reiste“ im Stammbaum Jesu. Für uns Reformierte in Österreich passt das. Wir sind eine Kirche mit Migrationshintergrund, tragen ja schon im Namen den Hinweis, dass wir eigentlich und ursprünglich nicht von hier sind: „Helvetisches Bekenntnis“ Ich selbst bin in Wien geborener Schweizer aus dem Ruhrgebiet, und viele heute hier haben eine ähnlich bunte Herkunft. Uns verbinden freundschaftliche und familiäre Beziehungen, wie auch schon bei Rut, aber auch der gemeinsame Glaube, in unserem Fall: Der reformierte Glaube. Das macht unsere drei Wiener Gemeinden aus: Migrantinnen und Migranten, oder Menschen mit Migrationserfahrung, haben unsere Gemeinden geprägt. Tschechische Armutsmigranten in der Monarchie

waren Teil unserer Gemeinden ebenso wie deutsche Adelige und wohlhabende Schweizer Geschäftsleute. So genannte „Volksdeutsche“ aus der Batschka haben Aufnahme in unseren Gemeinden ebenso gefunden wie Opfer des ungarischen Aufstands von 1956. Und weiter wandern Reformierte zu, aus europäischen Nachbarländern, aber auch aus Korea, Taiwan, Ghana, Südafrika, bereits organisiert in eigenen Gemeinden, aber eben gleichzeitig wichtiger Teil unserer gesamten Kirche H.B. Oder die VCC, die Vienna Community Church, die dann nach nachher in englische Sprache Gottesdienst feiern wird: Eine internationale Gemeinschaft, versammelt unter dem Motto: Many cultures, one faith.

Eine bunte Mischung, bereichernd, inspirierend, auch ein Lernfeld, um im kleineren Rahmen Gemeinschaft, gegenseitiges Verständnis, kulturelle Sensibilität zu üben. Im Sinne der biblischen Rut ist aber ein Blick auch über den reformierten Tellerrand sinnvoll: Wie sieht es mit den Zuag'reisten aus, die nicht reformiert sind? Die nicht Christen sind? Wie sieht es mit muslimischen Zuwanderern aus, mit den damit verbundenen Herausforderungen? Sie in unserer Heilsgeschichte hineinnehmen zu wollen nur durch Mission und Taufe – das kann nicht der richtige Ansatz sein. Es ist schön, dass es Taufwillige unter den Flüchtlingen der letzten Zeit gibt, dass Interesse am christlichen Glauben da ist. Da macht es Freude, vom eigenen Glauben zu sprechen und dafür begeistern zu können. Nur: Für die Mehrheit des neuen Menschen in unserem Land ist das keine Option. Das ist zu respektieren.

Und trotzdem glaube ich, dass diese Menschen für unsern Glauben von höchster Relevanz sind. Sie fordern uns dazu heraus, unsere Identität zu schärfen. Über die Grenzen unserer kleinen Kirche als Brückenbauer, Vermittler, Versöhner, Profil zu zeigen. Aus dem Glauben an den einen menschenfreundlichen Gott heraus. Der Menschen in seinen Heilsplan hineinnimmt, egal, woher sie kommen und welchen Gott sie haben.

IV

Nicht nur die unter uns, die wie ich nicht in Österreich geboren sind, sondern wir alle sind in gewisser Hinsicht Zugereiste. Als Nachfahren sogenannter Heidenchristen sind wir alle erst durch Jesus Christus in die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk Israel aufgenommen worden. Die Moabiterin Rut ist gewissermaßen das Urbild unserer eigenen Vorgeschichte. Wie Christus waren auch seine Jünger und die ersten Christen geborene Juden. Das Matthäusevangelium beginnt mit dem Stammbaum Jesu, der Christi Herkunft aus dem Volk Israel betont, aber es endet mit dem Tauf- und Missionsbefehl an seine Jünger, in alle Welt zu gehen und Menschen aus allen Völkern zu seinen Jüngern zu machen.

Paulus vergleicht die Heidenchristen im Römerbrief mit einem wilden Ölzweig, der erst nachträglich einem guten, ertragreichen Ölbaum eingepfropft worden ist, und ermahnt sie: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“ Und der Epheserbrief erinnert die ehemals heidnischen Mitglieder der Gemeinde daran, dass sie einst vom Bürgerrecht Israels ausgeschlossen und Fremde außerhalb des Bundes Gottes mit seinem Volk waren. „Ihr wart“, wie der Verfasser zuspitzt, „ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt. Jetzt aber in Christus Jesus seid ihr, die ihr einst Ferne wart, Nahe geworden durch das Blut Christi“ (Eph 2,12f).

Der Epheserbrief geht noch einen Schritt weiter und bezeichnet die christliche Gemeinde als einen neuen Menschen, will sagen als ein neues Geschlecht, das aus christusgläubigen Juden und Nichtjuden besteht. Was sich im Schicksal der Moabiterin Rut ereignet hat, das ist durch Jesus Christus, ihren Nachfahren, zur Wirklichkeit für Menschen aus allen Völkern geworden. In der Kirche Jesu Christi gilt, was Paulus im Galaterbrief sagt: „Hier ist nicht Jude noch Grieche“ – ich ergänze: nicht Moabiterin noch Syrerin, nicht Österreicher, Tschechin, Ungar, Afrikaner, Araberin oder Asiate – „hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Man noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Christus.“

Weil alle Menschen durch Jesus Christus zum Heil gerufen sind, weil Christus für alle Menschen gestorben ist und weil zur weltweiten Kirche Jesu Christi Menschen aus allen Völkern gehören, darum haben Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit in der Kirche keinen Platz. Weil wir im Haus und in der Familie Gottes alle Zugereiste sind, darum ist es uns aufgetragen, auch für die ein Herz zu haben, die heute in unserem Land als Fremde Aufnahme suchen, statt ihnen ablehnend oder gar feindselig zu begegnen. Und weil wir nie vergessen sollen, dass unser Herr Jesus Christus ein geborener, gekreuzigter und von den Toten auferweckter Jude ist, soll unsere Liebe auch den Juden gelten. Darum haben wir jeder Form des offenen oder subtilen Antisemitismus entgegenzutreten.

Rut sagte zu Noomi: „Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Auch wir Christen, hervorgegangen aus ehemals heidnischen Völkern, sind dem jüdischen Volk verbunden, und sein Gott ist auch unser Gott, um Christi willen. Ohne ihn wären wir, wie es der Epheserbrief drastisch ausdrückt, ohne Gott und ohne Hoffnung. Nun aber gilt für uns das Wort Christi am Ende des Matthäusevangeliums: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende.“